

WissensARTen – wie Kunst und Wissenschaft die Welt erkunden

Unser Umgang mit anderen Menschen folgt subtilen Regeln. Was kann die Kunst hiervon sichtbar machen, und was sehen wir im Hirnscanner? Von Sibylle Anderl



Wie verstehen wir andere Menschen? Die neurowissenschaftliche Erforschung von sozialer Interaktion kann Aufschluss geben.



Herlinde Koelbls Projekt „Kleider machen Leute“: Welchen Einfluss hat die Berufskleidung auf den Menschen? Fotos Andreas Mueller

Blicke austauschen

Der Mensch ist ein rätselhaftes Wesen. Einen Großteil unseres Lebens verbringen wir damit, bewusst oder unbewusst zu entschlüsseln, was in unseren Mitmenschen oder auch uns selbst vor sich geht. Wie fühlt sich mein Gegenüber gerade? Was erwartet er jetzt von mir? Was hat sie wohl mit ihrer Aussage gemeint? „Man kommt kaum aus dem Haus, ohne soziale Wahrnehmung und soziale Kognition zu betreiben. Das sind Dinge, die den allermeisten Menschen ganz selbstverständlich vorkommen“, berichtet Leonhard Schilbach, Psychiater und Neurowissenschaftler am Münchener Max-Planck-Institut für Psychiatrie.

Während die meisten Menschen im Alltag kaum darüber nachdenken müssen, wie flüssiger, sozialer Austausch mit anderen funktioniert, ist dies anders für Menschen mit psychischen Erkrankungen, die oft mit Störungen der sozialen Interaktion einhergehen. Schilbach interessiert sich insbesondere für Menschen mit Autismus, bei denen ein Mangel an sozialen Kompetenzen oft dazu führt, dass sie früher oder später massiv mit sozialen Konventionen in Konflikt geraten. So bald man aber versucht, Autisten zu erklären, wie sie sich in sozialen Interaktionen

schen nachdenken, erweisen sich für diese Mechanismen vor allem zwei Gehirnnetzwerke als relevant: Das Spiegelneuronen-System und das Mentalisierungsnetzwerk.

Nicht abgedeckt werden mit diesem Ansatz aber Aspekte sozialer Wahrnehmung, die auf der Interaktion mit anderen Menschen beruhen. Dass dieser Aspekt in den Neurowissenschaften erst in jüngster Zeit Beachtung gefunden hat, hat dabei nicht zuletzt mit dem methodischen Problem zu tun, dass halbwegs realistischer, sozialer Austausch zwischen verschiedenen Menschen im Gehirnscanner schwer zu realisieren ist. Hier methodisch neue Wege zu finden, um erforschen zu können, was im menschlichen Gehirn vor sich geht, wenn Menschen mit anderen Menschen in Kontakt treten, ist eine Herausforderung, der sich Leonhard Schilbach in seiner Forschung verschrieben hat. Von der Wichtigkeit dieses neuen Ansatzes ist er überzeugt: „Wenn man sich fragt, ob es für das Hirn einen Unterschied macht, ob Gesichter, die ich anschau, auf mich reagieren, dann stellt man fest: es macht einen riesigen Unterschied. Menschen reagieren wahnsinnig sensibel darauf, ob eine andere Person sie anguckt.“ Das Verstehen anderer anhand von direkter Interaktion scheint dabei entwicklungsbiologisch noch vor dem rationalen Schließen zu kommen. Schließlich kann man schon bei Babys beobachten, wie sensibel sie auf Interaktion reagieren und sich so ihre Welt erschließen, lange bevor sie sich eine „Theorie des Geistes“ zurechtgelegt haben oder sich ausreichend selbst reflektieren.

Um soziale Interaktion neurowissenschaftlich erforschen zu können, hat Schilbach mit seinem Team eine Methode entwickelt, die auf dem Scannen des Blicks der Testperson beruht. Die Blickrichtung der Testperson kann dann dazu genutzt werden, interaktiv das Verhalten eines Gesichts zu beeinflussen, das der Testperson auf einem Bildschirm präsentiert wird. Mit dieser Methode konnte Schilbach beispielsweise nachweisen, dass Personen es als angenehmer empfinden, wenn sie eine Beobachtung mit jemand anderem zusammen machen, ein Phänomen, das als „geteilte Aufmerksamkeit“ bezeichnet wird. Besonders stark spricht das neuronale Belohnungssystem dann an, wenn die Blickrichtung einer anderen Person aktiv auf etwas ge-

lenkt wird. Soziale Interaktion anhand des Austausches von Blicken zu studieren erscheint dabei als ein naheliegender Ansatzpunkt. „Ich persönlich glaube, dass es kaum etwas Wichtigeres für soziale Interaktion gibt als das Blickverhalten“, so Schilbach. Gleichzeitig sind diese alltäglichen, persönlichen Interaktionen aber gerade diejenigen Situationen, in denen beispielsweise Autisten immer wieder scheitern, während sie Aufgaben, die das Verstehen anderer aus der Beobachterperspektive betreffen, oft erstaunlich gut meistern.

Als ein künftiges Ziel seiner Forschung sieht Schilbach die Entdeckung von objektiven Kriterien, die auf der Grundlage der Hirnstruktur eindeutige Diagnosen in Bezug auf psychische Erkrankungen ermöglichen und Anhaltspunkte für wirksame Therapien liefern könnten.

Wenn man zum Beispiel bei psychisch Kranken charakteristische Veränderungen in den Hirnregionen feststellen könnte, die für die soziale Wahrnehmung und Interaktion eine wichtige Rolle spielen, könnte man diese als Parameter nutzen, um darüber zu entscheiden, welche Therapie für einen bestimmten Patienten die beste ist.

Bloße Gehirnschans werden aber wohl dennoch nie ausreichen, um Menschen im Allgemeinen und psychische Erkrankungen im Besonderen zu verstehen. Man braucht immer auch den Bezug auf den größeren sozialen Kontext, nicht zuletzt deshalb, da die Definition einer Krankheit, die sich in nichtnormalem Verhalten äußert, immer den Bezug zum „Normalen“ voraussetzt: „Ohne die Kenntnis von einem sozialen und kulturellen Kontext kann man überhaupt nicht bestimmen, wer verrückt ist“, gibt Schilbach zu bedenken. „Ich würde mich zwar als Anhänger der biologischen Psychiatrie bezeichnen, aber mit der Einschränkung, dass man über das Gehirn hinausgehen muss.“

Die intensive Arbeit und Auseinandersetzung mit Menschen ist etwas, das sich Schilbach als eine Parallele zur fotografischen Arbeit vorstellt: „Mich fasziniert, wie Frau Koelbl es schafft, eine bestimmte Facette einer Person im Bild festzuhalten. Vielleicht hat das auch dazu zu tun, dass sie Menschen in der Interaktion leiten kann, bestimmte Saiten an ihnen zum Klingen bringt. Und so etwas Ähnliches macht man als Psychiater natürlich auch.“

Jeden Tag aufs Neue stehen wir vor der Herausforderung, aus unseren Mitmenschen schlau zu werden. Dabei können wir uns meist nicht allein auf explizite Regeln im Umgang mit anderen verlassen, stattdessen folgt menschliche Interaktion und Kommunikation zum allergrößten Teil komplexen impliziten Botschaften und Konventionen. Bereits wenn wir mit einem anderen Menschen lediglich Blicke austauschen, kommen Reaktions- und Rückkoppelungseffekte zum Tragen, die unser eigenes Verhalten beeinflussen und uns Informationen über den Anderen liefern. Der Versuch, die Faktoren zu verstehen, die in unserer Interaktion mit anderen Menschen eine Rolle spielen, findet sich sowohl in der Kunst als auch in der Hirnforschung. Gleichzeitig erfordert sowohl das künstlerische Porträtieren von Personen als auch die psychiatrische Behandlung von Patienten die Fähigkeit, höchst sensibel auf das Gegenüber zu reagieren, um dessen Inneres zu entschlüsseln. Wir haben in Mün-

chen die Fotografin Herlinde Koelbl und den Psychiater Leonhard Schilbach getroffen, um mehr darüber zu erfahren. In der Städtischen Galerie im Lenbachhaus sind sie einander begegnet und haben sich ausgetauscht. Die Künstlerin Herlinde Koelbl erkundet in ihren Arbeiten, wie der Mensch und seine Umgebung wechselwirken. In ihrem bekanntesten Projekt „Spuren der Macht“ dokumentierte sie die Veränderung von Politikern wie Angela Merkel oder Gerhard Schröder über einen Zeitraum von neun Jahren. Leonhard Schilbach arbeitet als Psychiater und Neurowissenschaftler am Max-Planck-Institut für Psychiatrie. Um psychische Krankheiten besser verstehen und behandeln zu können, untersucht er die neurowissenschaftlichen Grundlagen sozialer Interaktion. (sian)

Das Multimedia-Projekt „WissensARTen“ wird gefördert von der Robert-Bosch-Stiftung. Mehr über die beiden Protagonisten finden Sie auf der Projekt-Website www.wissensarten.net und im Storytelling auf <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/dritte-kultur>.

Blicke festhalten

Auf der einen Seite steht, stolz und selbstbewusst in die Kamera blickend, eine junge, mongolische Soldatin. Ihre akkurat sitzende, mit Orden dekorierte Uniform verstärkt zusammen mit ihrer aufrechten Haltung eine Ausstrahlung nicht zu hinterfragender, unpersönlicher Autorität. Auf der anderen Seite eine fein lächelnde, sympathisch wirkende Frau in legerem Pullover über der weißen Bluse, die einen Fuß vor den anderen gesetzt einen dem Betrachter freundlich zugewandten Eindruck macht. Zwei Fotos derselben Frau, zwei Porträts völlig verschieden wirkender Personen. „Körpersprache ist in meinen Bildern ein wesentliches Instrument der Mitteilung. Menschen stellen sich in ihrer Uniform völlig anders dar. Sie sind ein paar Zentimeter größer, weil sie aufrechter dastehen. Weil sie bedeutender sind in ihren Rollen. Es ist mehr Selbstbewusstsein im Körper, als wenn sie ganz normal zu Hause sind. Dann fallen die Schultern runter. Das ist etwas, das mich immer wieder aufs Neue fasziniert, diese unbewusste Veränderung“, beschreibt Herlinde Koelbl eine Beobachtung, die in ihrer Fotoserie „Kleider machen Leute“ eindrucksvoll illustriert ist. Die Künstlerin, die unter anderem mit ihrer Langzeitdokumentation deutscher Politiker unter dem Titel „Spuren der Macht“ große Bekanntheit erlangt hat und zu den einflussreichsten deutschen Fotografen gehört, hat in ihrem umfangreichen und vielfältigen Werk mit fast wissenschaftlich anmutender Akribie verschiedene Aspekte des Menschseins nachgespürt. Welchen Einfluss übt ein Amt auf den Menschen aus? Wie gestalten Menschen ihre private Umgebung, und wie werden sie gleichzeitig durch sie geprägt? Welches kollektive jüdische Bewusstsein verschwindet mit der letzten Generation, die den Holocaust erlebt hat? Wie trainieren Menschen in verschiedenen Ländern, zu töten?

Fragen wie diesen geht Koelbl in ihren Projekten mit sorgfältig durchdachten Konzepten nach. So wie sie beispielsweise in der Serie „Kleider machen Leute“ die Veränderungen, die Berufskleidung auf Menschen ausübt, anhand einer direkten Gegenüberstellung herausstellt, ergänzte sie in ihrer Serie „Spuren der Macht“ die Gruppe der Politiker durch Vertreter aus der Wirtschaft und den Medien, um auch Unterschiede zwischen

verschiedenen Berufsgruppen sichtbar zu machen. Wo das Verständnis eines untersuchten Phänomens allein auf der Ebene von Fotografien an seine Grenzen stößt, unterstützt sie das Fotografische durch Interviews, Tonaufnahmen oder Videos. Mit diesem Vorgehen gelingt es ihr, Dinge sichtbar zu machen, die uns einerseits oft vertraut sind, die wir aber gleichzeitig manchmal zu sehen verlernt haben. „Dass man weiter denkt als an das Offensichtliche, ist für mich ein Leitsatz. Was ist dahinter? Was ist mehr? In dem Moment, wenn die Dinge selbstverständlich sind, ist man sich ihrer nicht mehr bewusst“, gibt Koelbl zu bedenken.

Es ist eine interessante Eigenschaft der Fotografie, dass sie den Betrachter viel stärker als andere künstlerische Ausdrucksformen mit der Frage konfrontiert, wo im breiten Spektrum zwischen bloßer Dokumentation und vollständiger Inszenierung ihre Werke zu verorten sind; eine Frage, die in gleichem Maße auch die Fotografen selbst in der Wahl seiner Methoden begleitet. Für eine Einordnung von Koelbls Werken zwischen diesen Polen scheinen dabei insbesondere zwei Prinzipien wichtig zu sein: sorgfältige Hintergrundrecherche einerseits und größtmögliche Raumgabe an den Porträtierten andererseits. Sich bereits im Vorfeld umfangreiche Informationen über das untersuchte Thema zu erarbeiten, sieht Koelbl dabei als wichtige Vorbedingung, um in ihren Werken das Oberflächlich-Offensichtliche hinter sich zu lassen: „Ich versuche in meinen Arbeiten, etwas grundsätzlicher zu verstehen, etwas in einem größeren Kontext zu begreifen und die Bilder damit gewissermaßen zu unterfüttern. Obwohl niemand weiß, dass ich darüber lese, glaube ich, dass man in den Bildern etwas spürt von dem, was ich in dem Thema zu erfassen, zu verstehen oder zu zeigen versuche. Dass man spürt, dass es zwar einerseits Fotografie, aber andererseits mehr ist.“

Gleichzeitig achtet Koelbl streng darauf, an den für sie entscheidenden Stellen keine einschränkenden Anweisungen zu geben. Die Langzeitstudie „Spuren der Macht“ beispielsweise hätte ihren eindringlich-dokumentarischen Charakter verloren, wenn die Veränderungen in Haltung und Aussehen der Politiker, die Koelbl über einen Zeitraum von neun Jahren verfolgte, durch dramaturgische Ein-

schränkungen verfälscht worden wären. „Es gab absolut keine Vorgaben, wie die Person sich hinstellen soll, wie sie die Hände hält, was sie macht. Nichts. Nur mich mit einem ruhigen, offenen Blick anschauen. Das war das Einzige. Das heißt, es war ein Versuch, keine Eingriffe zu machen, weil ich ja die Veränderung zeigen wollte“, erinnert sich Koelbl. Mit diesem Vorgehen gelang es ihr beispielsweise, Angela Merkels Metamorphose vom schüchternen Mauerblümchen zur selbstbewussten Machtpolitikerin festzuhalten. Mit ihrem Portrait Gerhard Schröders kurz nach der Kanzlerwahl enthüllte sie in aufschlussreicher Klarheit dessen Selbstbild im Moment des Triumphes: „Wie er in einem schönen Anzug dasteht, einem dreiteiligen, aber dann in ei-

„Ich versuche in meinen Arbeiten, etwas in einem größeren Kontext zu begreifen und die Bilder damit gewissermaßen zu unterfüttern.“

ner Hand am Kopf die Zigarre hält, die andere Hand in der Hosentasche. Das sind für mich Bilder, die man nie so hätte inszenieren können.“

Um derartige Zeitdokumente zu schaffen, reicht es allerdings nicht aus, allein auf Vorgaben zu verzichten. Eine große Rolle spielt gleichzeitig das sensible Wechselspiel zwischen Portraitiertem und Fotografin, das, wie es Herlinde Koelbl beschreibt, auf der Fähigkeit beruht, der anderen Person vollständig den Raum zu überlassen und sich selbst zurückziehen: „Man muss in der Situation reagieren, man muss ganz viele Sensoren haben. Man muss, und das ist, glaube ich, etwas Entscheidendes, sein eigenes Ego komplett zurücknehmen. Gleichzeitig versuche ich, in den Gesprächen zu erfassen: Wer ist dieser Mensch? Warum handelt er so, oder warum muss er so handeln? Es ist auch eine Spurensuche in seinem Geist und auch da wieder ein komplettes Einlassen auf den Anderen.“

Was daraufhin entsteht, scheint mit bloßen Schnappschüssen, wie wir sie heute täglich mit unseren Smartphones produzieren, tatsächlich nichts zu tun zu haben. „Es gibt die Möglichkeit, etwas abzufotografieren. Dann ist zwar etwas zu sehen, aber es hat keine Tiefe“, beschreibt Koelbl, „Heute gibt es ja eine wahnsinnige Bilderflut. Aber viele dieser Bilder sind einfach nur dekorativ oder nett. Man wird nicht selbst hinterfragt, sie lösen nichts aus. Man kann die Bilder überall hinhängen, weil sie nicht irritieren. Nichtsdestotrotz bin ich der Überzeugung, dass auf lange Sicht das bleiben wird, was mehrere Ebenen hat, was eine größere Aussage besitzt als das Offensichtliche, was ich grade sehe.“ Koelbl führt als Illustration dieser Einschätzung die Kommentare im Gästebuch ihrer aktuellen Ausstellung „Targets“ im Nobel Peace Center in Oslo an, in der die Ausstellungsbesucher mit dem Thema Krieg konfrontiert werden: „Ich merke, dass ich bei den Besuchern Gedanken freisetze und sie über das Normale hinausdenken. Man kann die Welt nicht verändern, das ist eine Illusion. Aber ich glaube, es ist wichtig, dass man Gedanken von einzelnen Menschen verändert und anregt.“

„Ohne die Kenntnis von einem sozialen und kulturellen Kontext kann man überhaupt nicht bestimmen, wer verrückt ist.“

erwartungskonform verhalten sollen, wird deutlich, dass diese Interaktionen meistens nicht Regeln im engeren Sinne folgen. Stattdessen wird unser sozialer Umgang miteinander größtenteils durch implizite Mechanismen und Konventionen geleitet, die für Menschen mit Autismus nur schwer zu erfassen sind. „Autisten denken dann: Da ist ein Problem, darüber muss ich nachdenken. Aber das Interessante ist, dass Nachdenken hier gar nicht hilft. Das ist so wie beim Fahrradfahren oder beim Zubinden von Schuhen. Diese Dinge werden dadurch nicht besser, dass ich gleichzeitig über sie nachdenke“, beschreibt Schilbach.

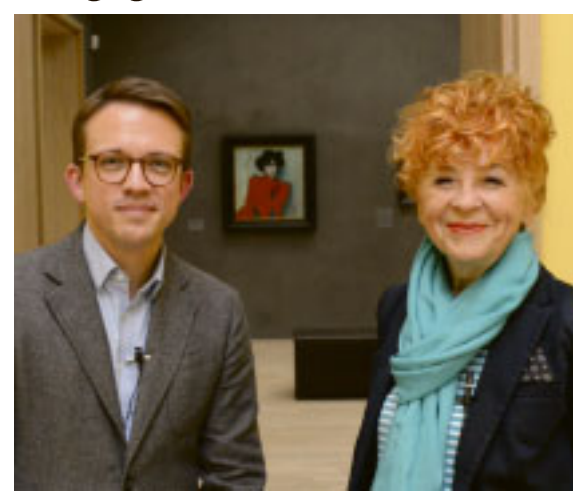
Trotzdem haben sich die Neurowissenschaften in der Frage, wie unsere soziale Wahrnehmung funktioniert, zunächst vor allem darauf konzentriert, das Verstehen unserer Mitmenschen aus der unbeteiligten Beobachterperspektive heraus zu erforschen. Die Strategie, den mentalen Zustand anderer Menschen theoretisch reflektierend aus deren Verhalten abzuleiten, ist uns allen vertraut: Wenn wir komplexes Verhalten vorherzusagen versuchen, wägen wir verschiedene mögliche Gründe, Motive und Risiken gegeneinander ab. Diese theoretische Perspektive nehmen wir insbesondere in Situationen ein, in denen implizite, automatisierte Mechanismen nicht mehr funktionieren und unser intuitives Verstehen an Grenzen stößt. Eine andere Strategie wenden wir an, wenn wir eigene mentale Zustände auf andere Menschen projizieren, so dass wir auf dieser Grundlage deren Verhalten nachvollziehen und vorhersagen können. Wenn man nun in einem Kernspintomographen die Hirnprozesse von Testpersonen betrachtet, die theoretisch reflektierend oder empathisch mitfühlend über andere Men-

Die Fotokünstlerin und der Hirnforscher, zwei Menschenkenner begegnen sich

Jeden Tag aufs Neue stehen wir vor der Herausforderung, aus unseren Mitmenschen schlau zu werden. Dabei können wir uns meist nicht allein auf explizite Regeln im Umgang mit anderen verlassen, stattdessen folgt menschliche Interaktion und Kommunikation zum allergrößten Teil komplexen impliziten Botschaften und Konventionen. Bereits wenn wir mit einem anderen Menschen lediglich Blicke austauschen, kommen Reaktions- und Rückkoppelungseffekte zum Tragen, die unser eigenes Verhalten beeinflussen und uns Informationen über den Anderen liefern. Der Versuch, die Faktoren zu verstehen, die in unserer Interaktion mit anderen Menschen eine Rolle spielen, findet sich sowohl in der Kunst als auch in der Hirnforschung. Gleichzeitig erfordert sowohl das künstlerische Porträtieren von Personen als auch die psychiatrische Behandlung von Patienten die Fähigkeit, höchst sensibel auf das Gegenüber zu reagieren, um dessen Inneres zu entschlüsseln. Wir haben in Mün-

chen die Fotografin Herlinde Koelbl und den Psychiater Leonhard Schilbach getroffen, um mehr darüber zu erfahren. In der Städtischen Galerie im Lenbachhaus sind sie einander begegnet und haben sich ausgetauscht. Die Künstlerin Herlinde Koelbl erkundet in ihren Arbeiten, wie der Mensch und seine Umgebung wechselwirken. In ihrem bekanntesten Projekt „Spuren der Macht“ dokumentierte sie die Veränderung von Politikern wie Angela Merkel oder Gerhard Schröder über einen Zeitraum von neun Jahren. Leonhard Schilbach arbeitet als Psychiater und Neurowissenschaftler am Max-Planck-Institut für Psychiatrie. Um psychische Krankheiten besser verstehen und behandeln zu können, untersucht er die neurowissenschaftlichen Grundlagen sozialer Interaktion. (sian)

Das Multimedia-Projekt „WissensARTen“ wird gefördert von der Robert-Bosch-Stiftung. Mehr über die beiden Protagonisten finden Sie auf der Projekt-Website www.wissensarten.net und im Storytelling auf <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/dritte-kultur>.



Leonhard Schilbach, Herlinde Koelbl Foto Gabriel P. Young